

STELLA GEMMELL

Der Moloch

Buch

In Jahrtausenden Schicht um Schicht erbaut, ist die Stadt ein gewaltiges Gebilde. Im Laufe der Zeit hat sie ihren Einflussbereich immer mehr vergrößert und führt nie endende Kriege mit benachbarten Völkern und Königreichen. Dabei ist eine riesige Ödnis entstanden, wo sich einst grünes und fruchtbares Land erstreckte. Und im Herzen der Stadt residiert der Imperator. Nur wenige haben ihn je zu Gesicht bekommen. Sie berichten von einem Mann in der Blüte seiner Jahre, obwohl er bereits sehr alt sein muss. Einige wundern sich, ob er wohl noch immer menschlich ist, andere fragen sich, ob er das jemals wirklich war. Und so mancher glaubt, dass das sinnlose Schlachten und Morden nur dann endlich enden kann, wenn das unnatürlich lange Leben des Imperators endet. Von den modernden, durch Fluten ruinierten Katakomben unter der Stadt bis zu den blutgetränkten Schlachtfeldern, auf denen nur noch wenige Helden überlebt haben, richtet sich alle Hoffnung auf einen einzelnen Mann. Einen Mann, der einst der erste General des Imperators war. Ein von allen verehrter Soldat, der den Aufstand anführen und die Menschen der Stadt hinter sich vereinen könnte. Ein Mann, der verraten, inhaftiert und gefoltert wurde und der einem hartnäckigen Gerücht zufolge nicht mehr am Leben sein soll ...

Autor

Stella Gemmill hält Abschlüsse in Politikwissenschaften und Journalismus. Sie ist die Witwe des international sehr erfolgreichen Fantasyautors David Gemmill. Sie arbeiteten gemeinsam an der Troja-Trilogie, deren letzten Band sie nach David Gemmells Tod im Jahre 2006 zu Ende schrieb. Stella Gemmill lebt und arbeitet in einem alten Pfarrhaus in East Sussex.

Der Moloch ist ihr erstes eigenes Romanprojekt.

Weitere Bände in Vorbereitung

STELLA GEMMELL

DER
MOLOCH

Roman

Aus dem Englischen
von Wolfgang Thon

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel »The City«
bei Bantam Press, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe März 2014 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © 2013 by Stella Gemzell

Published in agreement with the author, c/o Baror
International Inc., Armonk, New York, USA

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, München

Umschlagillustration: © Isabelle Hirtz unter
Verwendung einer Fotografie von Olga Kessler

Redaktion: Sigrun Zühlke

UH · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26953-2

www.blanvalet.de

*Für David –
selbstverständlich.*

Teil eins

DAS TIEFSTE DUNKEL

Am Anfang war die Dunkelheit ... schwer und erdrückend, blauschwarz und fühlbar erfüllte sie Mund, Ohren und Verstand. Dann kam der Geruch ... gewaltig und so massiv wie harter Stein unter nackten Füßen oder ein Kissen über dem Gesicht, das jeden Gedanken erstickt. Schließlich das Geräusch der Kanäle ... das niemals endende Seufzen des Stroms, das Tropfen, das Platzen und das Rauschen.

Und das Klicken scharfer Krallen auf nassen Ziegeln.

Die Ratte war groß, alt und gerissen. Sie brauchte kein Licht, um den Konturen des Labyrinths zu folgen, in denen sie ihre Tage verbrachte. Ihre Krallen registrierten selbst die kleinsten Unterschiede in der Beschaffenheit der Ziegelsteine, über die sie lief, hoch über dem nie endenden Strom des Lebens. Die erstaunliche Wahrnehmungsfähigkeit ihrer zuckenden Nase sagte ihr, wie hoch das Wasser floss, erzählte ihr etwas über die Qualität seines Inhaltes, die obere, dünne Brühe, in der Pflanzen, kleine tote Dinge und manchmal auch größere schwammen, und darunter die dickere Flüssigkeit, die ihre eigenen Herausforderungen für einen kritischen Nager barg. Außerdem sagte ihre Nase ihr auch etwas über die Luftqualität, die manchmal so schlecht war, dass selbst eine Ratte krank davon wurde. Sie spürte am Druck auf ihren empfindlichen Ohren, ob sie durch einen kleinen, engen Gang lief oder ob sich die Decke hoch über ihr zu einem gewaltigen Gewölbe erhob, das von einem schon lange vergessenen meisterhaften Architekten ersonnen und von einer

Gruppe von Stadtbaumeistern errichtet worden war. Ein Wunder der Statik, das seit Jahrhunderten niemand mehr zu Gesicht bekommen hatte und das inzwischen vollkommen vergessen war.

Die Ratte hörte das Trippeln ihrer Freunde auf der anderen Seite der Ziegelmauer, der sie folgte und die durch den nächsten, feuchten Tunnel über ihm führte. Aber für eine Weile hatte sie alle abgehängt, während sie der gnadenlosen Forderung ihrer Nase folgte.

Der Leichnam war kaum aufgebläht, gerade erst tot. Selbst die Totenstarre war erst vor kurzem gewichen. Er war nackt bis auf einen Tuchfetzen, der um seinen Hals im Wasser trieb. Die Haut war so blass und so kalt wie ein Sonnenaufgang im Winter. Er hatte sich in den zerkratzten Stäben eines zerbrochenen Metallgitters verhakt, das für eine kurze Zeit erneut die schon lange aufgegebenen Aufgabe wieder übernommen hatte, größere Objekte daran zu hindern, weiter flussabwärts in die unergründlichen Tiefen des Abwasserkanals zu treiben.

Später am Tag würde die Strömung stärker werden, und der Tote würde allein weiterreisen – jetzt aber leistete die Ratte ihm eine Weile Gesellschaft.

Der Junge fuhr hoch, dort auf dem winzigen Vorsprung, wo er schlief. Er trat aus. Dieser Tritt musste entweder eine unwillkürliche Muskelaktivität oder aber das Ende eines schlechten Traums gewesen sein, denn es war nur eine sehr kleine Bewegung. Er schlief jetzt lange genug auf diesem Vorsprung, um selbst im Schlaf zu wissen, dass er sich keine plötzlichen Bewegungen leisten konnte, ganz zu schweigen davon, sich schläfrig auf die andere Seite zu drehen, denn damit wäre er in den Kanal gestürzt, in dem das Abwasser unaufhörlich unter ihm entlangfloss. Aber wenn er sich nachts zur Ruhe legte, war er immer hundemüde, so gut wie tot, jedenfalls für die Welt über ihm, und er lag da, ohne sich zu rühren, bewusstlos, bis es Zeit wurde aufzuwachen.

Elija lebte seit vier Jahren in der Kanalisation und war zehn Jahre alt.

Er wusste, wie privilegiert seine Lage war. Als er mit seiner Schwester dort Zuflucht gesucht hatte, hatte ihr Beschützer, ein älterer Junge, ein Rotschopf namens Rubin, für ihr Recht kämpfen müssen, an diesem warmen und sicheren Ort bleiben zu dürfen. Auch danach hatte einer von ihnen zahllose Nächte lang Wache halten müssen, damit sie nicht von denen in die Kanalisation gestoßen wurden, die ihnen ihr Territorium neideten. Aber das war schon sehr lange her. Seine kleine Schwester Emly konnte sich nicht einmal mehr daran erinnern. Jetzt lebten sie schon weit länger in den Abwasserkanälen als die meisten anderen Kloaker, und zurzeit waren sie in Sicherheit.

Elija bewegte sich vorsichtig und ertastete mit dem nackten Fuß die unterschiedliche Beschaffenheit der Ziegelsteine, bis er auf ein Stück bröckelnden Zement stieß, dessen Umrisse er besser kannte als seine Handfläche. Er setzte sich vorsichtig auf. Fahles Licht fiel durch die zerbrochenen Mauern hoch oben in der Decke. Es erhellte den Raum zwar nicht genug, um etwas erkennen zu können, aber es ließ die Staubflocken schimmern, als könne Elija sie mit der Hand fangen und ihr Licht festhalten für später, weiter unten in der Kanalisation, wo er sie vielleicht brauchen konnte.

Seine Erinnerungen bestanden hauptsächlich aus Bildern einer weinenden Frau und eines brutalen Mannes, der ständig die Fäuste hob und dessen Gesicht rot angelaufen war. Dann war da die Zeit, in der er mit Emly allein war, ständig auf der Flucht von einem Versteck zum anderen und immer voller Angst. In seinen Träumen tauchte oft Blut auf, obwohl er sich nicht daran erinnern konnte. Die Furcht lauerte am Rand seines Bewusstseins, aber er hatte keine Bilder davon; er war einfach nur froh, in Sicherheit zu sein.

Rubin hatte ihnen den Strom erklärt. Es war ein kleiner Fluss, der hoch über der Stadt im Süden entsprang, in blauen Hügeln zwischen silbernen Bäumen unter einer ständig scheinenden Sonne. Dort nannte man ihn den Schaffluss. Viele Wegstunden vor der Stadt verschwand er unter der Erde und legte seine neue Verkleidung als Abwasserkanal an. Ziegen tauchten als Letzte

ihre Füße hinein, bevor er für immer das Tageslicht hinter sich ließ.

Es wurde jetzt heller. Elija hatte seine Schwester wahrgenommen, seit er wach geworden war, jetzt jedoch drehte er sich behutsam herum und sah ihren dunkelhaarigen Kopf über dem zusammengekauerten Leib.

»Wach auf, Schlafmütze«, sagte er leise, ohne sie eigentlich wecken zu wollen. Sie brauchte mehr Schlaf als er. Sie rührte sich nicht, obwohl er die Geräusche der Kloaker hörte, die sich um sie herum für einen weiteren Tag in der Dunkelheit fertig machten. Sie wachten auf, tauschten gelegentlich Worte aus, und ab und zu schrie jemand oder verfluchte die Götter der Hallen.

Elija stand auf und pinkelte in den Strom, der jetzt etwa manns-hoch unter seinem Vorsprung vorbeifloss. Trittsicher ging er über den schmalen Vorsprung und hob den kleinen Beutel mit Habseligkeiten auf, der nachts zwischen ihm und Emly lag. Er setzte sich, machte ihn auf und nahm das kostbare Stück Saphir-moos heraus, das sie auf der anderen Seite des Gierwehrs gefun-den hatten. Es roch immer noch frisch, und er riss ein Stück ab. Dann rieb er sich damit über das Gesicht und die Hände und ge-noss die flüchtige Süße. Rubin hatte ihm gesagt, dass man diesen Geruch Zitrone nannte. Er sollte es eigentlich auch an seinen Fü-ßen verwenden, gegen die Fußfäule, die so viele Kloaker befie-l. Aber sie hatten nur noch so wenig übrig, und er wollte es nicht für seine Füße verschwenden. Aber er würde dafür sorgen, dass Emly es benutzte.

Nachdem er sich die Hände gesäubert hatte, wühlte er erneut in dem Beutel herum und fand schließlich die Streifen Trocken-fleisch, die er vom Alten Hal gekauft hatte. Er kaute langsam und gründlich und ertrug dabei stoisch die vertrauten Bauchkrämp-fe, bis sie allmählich nachließen.

»Wach auf, Emly«, rief er erneut. »Zeit fürs Essen.«

Er stieß sie sanft mit dem Fuß an und wusste, dass sie wach war, obwohl sie sich nicht rührte. Dann nahm er aus dem Sack, den er als Kissen benutzte, die Lumpen für seine Füße. Er wickel-te sie sorgfältig um Knöchel und Absatz, wiederholte es, bis er

zufrieden war, er achtete besonders auf die Knöchel, den Spann und die Zehen. In seiner Zeit in den Hallen hatte er viele Leute kennengelernt, die bereits tot waren. Und viele waren an Krankheiten gestorben, die an ihren Füßen begonnen hatten.

Endlich rührte Emly sich, stand auf und absolvierte schlaftrunken ihre eigenen morgendlichen Rituale. Ihr Bruder sprach sie nicht an und richtete seinen Blick auf die fernen Wände und konzentrierte sich dabei auf die Bewegungen der anderen Kloaker, um ihre Privatsphäre zu achten.

Es war jetzt so hell geworden, wie es überhaupt werden konnte. In der gewölbten Kuppel über ihm schwebte ein silberner Nebel, der niemals ganz verschwand, sich aber manchmal ausdünnte und in Wolkenfetzen durch die Luft trieb. Hunderte von Vorsprüngen säumten die gewölbten Wände. Die meisten befanden sich über dem Vorsprung von Elija, waren unerreichbar und nicht bewohnt. Die Kloaker nannten diesen Ort die Halle des Blauen Lichts. Elija und Emly nannten sie ihr Heim.

Am Fuß dieser Kuppel strömten Flüsse durch drei Ziegelbögen und trafen sich in der Mitte in einem Mahlstrom aus Wasser. Sie flossen durch einen pechschwarzen Schlund zum gefährlichen Gierwehr, dem kleinen Hellespont, dem Düsternen Wasser und schließlich in den unzählige Wegstunden entfernten Ozean.

Beim Klang der barschen Stimme hinter ihm sprang Elija rasch auf.

»Lija, Emly. Wir gehen.«

Der neue Tag begann.

Der Anführer des heutigen Suchtrupps hieß Malvenny. Er war groß, was in den Hallen von Nachteil war, hatte ein langes, dünnes Gesicht und eine schiefe Hakennase. Emly behauptete, er hätte grüne Augen. Er besaß die unangenehme Gewohnheit, den Leuten direkt ins Gesicht zu sehen, während Elija Malvenny stets auf die Brust blickte, wenn er mit ihm sprach.

Er folgte dem Mann unmittelbar auf dem Fuß, Emly rechts an seiner Seite, und hielt sich im flackernden Licht von Malvennys Fackel. Sie waren zu siebt und nur der Heimleuchter am Schluss

hatte ebenfalls eine Fackel. Natürlich hatten sie viele Fackeln dabei, aber in den belebten Hallen machten sie nur sparsam davon Gebrauch.

Der Marsch zum Gierwehr dauerte mehr als eine Stunde, und von dort brauchten sie noch länger bis zu ihren Suchgründen. Malvenny hatte ihnen nicht gesagt, wohin sie gehen würden, das war sein Vorrecht. Er war der Anführer, und er hatte die Lebensmittel. Aber Elija wusste, dass sie dichter am Wehr weniger finden würden. Er vertraute Malvenny. Elija ging zuversichtlich durch die Dunkelheit, während er Emlys kleine Füße betrachtete und ihre heiße Hand in seiner spürte.

Sie erreichten Missetäters Kreuz, eine feste Brücke aus geteer-ten Tauen und Planken, die zum Hauptkanal führte. Sie überquerten sie, wie Rubin immer gesagt hatte, mit Respekt.

Und wie immer blieb Elija einen Moment in der Mitte stehen, beugte sich über die dicken Tauen und blickte hinab in den Wohinnergeht, einen Seitenarm des Hauptstroms, der, das wussten sie alle, kurz nach der Brücke tief in ein riesiges Loch in die Eingeweide der Erde hinabstürzte. Niemand wagte sich in den Wohinnergeht-Tunnel. Er führte nur in die Dunkelheit und in den Tod.

»Geh weiter, Junge!«, sagte jemand barsch hinter ihm. Es war der Letzte der Gruppe.

Elija sah beim Gehen auf seine Füße und dachte über Essen nach, was er immer tat, wenn ihn nicht gerade etwas anderes beschäftigte. Er überlegte, was Malvenny dabeihaben könnte. Maisfladen und Dörrfleisch, vielleicht sogar getrocknete Früchte, wenn sie Glück hatten. Einmal hatte der große Mann ihnen sogar Eier gegeben, steinhart und in würzigen Essig eingelegt. Sie waren alle darüber hergefallen, entzückt über diese Abwechslung beim Essen. Heute jedoch sah Malvennys Beutel traurig dünn aus.

Am letzten Redepunkt legten sie eine Pause ein. Dahinter machte das ohrenbetäubende Brausen des Gierwehres jedes Gespräch unmöglich. Sie setzten sich, und Malvenny nahm den Beutel von der Schulter. Er verteilte frisches Wasser und dünne

Weizenfladen. Alle verschlangen die Fladen schweigend. Elija spürte, wie sein Magen das Essen aufnahm und rieb sanft Emlys Rücken, während sie ihren Weizenfladen aß.

Dann verstaute Malvenny seinen Becher wieder im Beutel, räusperte sich und spuckte in den Fluss. »Wir gehen zu den Westlichen Gestaden.« Die anderen akzeptierten diese Mitteilung kommentarlos, abgesehen von dem Mann mit der barschen Stimme. Er war ein Neuling, dessen Name Elija nicht kannte.

»Wo ist das, Mann? Wie weit ist es bis dahin?«

»Es ist ein weiter Weg. Aber dort gibt es gute Funde, manchmal sogar richtige Schätze.«

»Wie weit ist weit?«

»Wir überqueren das Gierwehr«, erklärte Malvenny, »dann gehen wir durch die nächste Halle hinauf zur anderen Seite. Es ist eine lange Steigung, aber dort ist es trocken.« Er wühlte erneut in seinem Beutel, als wolle er weitere Fragen unterbinden.

Er hatte die Wahrheit gesagt. Die Gestade stiegen tatsächlich lange an, dann fielen sie wieder ab. Aus diesem Grund war es dort häufig erheblich trockener als an anderen Orten, und man fand schneller Dinge. Sogar Schätze, genau wie Malvenny gesagt hatte. Emly hatte irgendwann dort eine Silbermünze und eine Scherbe gelbes Glas gefunden. Aber ebenso stimmte es, dass es dort gefährlicher war. Wenn eine Flut kam, ausgelöst durch einen starken Regenschauer in der fernen Außenwelt, dann wurden die Westlichen Gestade zur Falle. Bevor irgendein Kloaker überhaupt bemerkte, dass das Wasser stieg, war es bereits zu spät.

Der barsche Mann, der sich jetzt Bartellus nannte, hatte in der Welt oben viele Namen gehabt. Die Welt hatte ihn Shuskara genannt. Sie hatte ihn Vater und Sohn genannt, Gemahl und General. Sie hatte ihn Verbrecher und Verräter geschimpft. Jetzt nannte man ihn verstorben.

Er war selbst der Meinung, dass die Welt damit vermutlich sogar Recht hatte, als er diesen beiden schmutzigen Kindern über einen schmalen, schlüpfriegen Vorsprung durch die Dunkelheit der Abwasserkanäle tief unter der Cité folgte. Der Junge hielt

die Hand des Mädchens fest, aber sie ging auf der Seite des Vorsprungs, die zum Abwasserkanal lag, und Bartellus beobachtete besorgt, wie ihre Schritte sich immer wieder dem Rand zum Fluss näherten, bevor sie wieder sicheres Terrain betrat. Er wusste nicht genau, ob der schwächliche kleine Junge die Kraft hätte, sie zu halten, wenn sie abrutschten und stürzen würden. Er wusste nicht einmal, ob er selbst das vermocht hätte.

Der Verschleiß unter den Soldaten dieses Molochs von Cité durch ihren endlosen Krieg mit der Welt außerhalb der Mauern war so hoch, dass die Geburtenrate ins Bodenlose fiel. Kinder wurden ein immer seltenerer Anblick. Deshalb sollte eigentlich jedes Kind kostbar sein, dachte der alte Mann, wie ein Juwel beschützt, behütet und versorgt werden. Kein Kind sollte einfach achtlos weggeworfen, in die Kanalisation gespült oder der Willkür böser Menschen überlassen werden. Unwillkürlich legte er die Hand auf die Brust zu einem Gebet, in dem er die Götter von Eis und Feuer anflehte, auf zwei so kleine Kinder an diesem schrecklichen Ort aufzupassen.

Elija mochte das Gierwehr nicht; es war gefährlich, es zu überqueren, es war so laut, dass es einem das Hirn lähmte, und der Gestank war noch schlimmer als irgendwo sonst in den Hallen, falls das überhaupt möglich war. Aber es beruhigte ihn. Es war ein Fixpunkt in seiner Welt. Von diesem monströsen Bauwerk aus wurden die Entfernungen zu allen anderen Orten unterhalb des Molochs gemessen. Wo auch immer er in seiner Zeit als Kloaker gewesen war, hatte er die Kakophonie des Wehrs hören können und hatte stets genau gewusst, wie weit er sich von zu Hause entfernt hatte. Elija wusste, dass er sich in den Hallen niemals verirren würde, eben wegen dieses Wehrs. Er ging niemals irgendwohin, es sei denn als Mitglied eines Suchtrupps, also würde er sich ohnehin nicht verirren. Er konnte ertrinken, gewiss, von einer Flut überrascht werden, beim Einsturz einer Decke zerschmettert oder von einer Bande Plünderer wegen irgendwelcher Fundsachen ermordet werden, von den Patrouillen des Kaisers getötet werden, aber er würde sich nicht einfach

so verirren. Expeditionen verirrten sich ebenfalls nie, schon gar nicht solche, die von Malvenny angeführt worden.

Das Gierwehr war ein riesiges Wehr aus Holz und Metall. Überall tropfte Wasser, und es war schlüpfrig von Algen. Es erhob sich höher als drei Männer über das Sims, über das sie gingen, und erstreckte sich quer über den ganzen Strom. Der maß an diesem Punkt mehr als dreißig Spannen. Elija konnte kaum die andere Seite erkennen. Heute herrschte Hochwasser, deshalb konnte er auch die zwanzig großen Walzen nicht sehen, die die Mechanik des Wehrs ausmachten. Aber sie befanden sich nicht weit unter der Wasseroberfläche; das Wasser rauschte, schäumte und toste. Die Walzen saugten den Strom auf der Südseite an und pulverisierten in ihrem Mahlwerk alles, was darin schwamm. Dann spien sie es weiter unten wieder aus. Hoch oben links und rechts neben dem Wehr saßen einfache Filter, die es dem Strom erlaubten, einfach weiterzufließen, falls die Flut zu hoch stieg.

Im Licht der Fackeln sah Elija, dass der Neue seine Hände auf die Ohren gelegt hatte. »Du gewöhnst dich daran«, sagte Elija. Er wusste, dass er ihn nicht hören konnte, aber trotzdem würde der Mann begreifen, was er gesagt hatte. Man hörte diese Worte täglich in den Hallen. *Du gewöhnst dich daran.*

Das Gierwehr zu überwinden war nicht gefährlicher als die meisten Erkundungsgänge in den Hallen. Ein Holzsteg überspannte das Gebilde etwa mannshoch unterhalb der Spitze. Man erreichte den Steg auf beiden Seiten über eine Wendeltreppe. Das Holz war schlüpfrig von Wasser, Rattenkot und den fahlen, unheimlichen Pflanzen, die rätselhafterweise in Finsternis und Feuchtigkeit gediehen. Man musste sehr vorsichtig gehen. Elija hatte einmal gesehen, wie eine Frau oben vom Gierwehr gestürzt war. Es war ein schrecklicher Tod, aber ein schneller. Man wurde innerhalb von wenigen Augenblicken zwischen den Walzen zerquetscht. Elija hatte nicht die Absicht zu stürzen.

Eine kleine Hand zupfte an seinem Ärmel. Als er sich umdrehete, sah er, wie Emly zum Wehr hochblickte. Sie hatte ein seltenes Lächeln auf ihrem herzförmigen Gesicht. Dann sah Elija, worauf sie blickte.

Es war ein Gulon, ein seltener Anblick so tief unten in den Hallen. Die Kreatur schlenderte gelassen über den oberen Rand des Wehrs, blieb stehen und blickte zu ihnen herunter, schnüffelte dann und ging weiter, den Schwanz hoch erhoben. Die kleine Gruppe beobachtete die Kreatur, als sie das Ende des Wehrs erreichte und dann geschmeidig die Stufen hinabging. Es war ein großes Tier, so groß wie ein Schwein und so dunkel wie die Hallen selbst. Es hatte eine spitze Schnauze mit einem Schnauzbart, faltige Ohren und gelbe Augen. Sein Gesicht war scharf wie das eines Fuchses, aber sein Körper war so anmutig wie der einer Katze. Dann setzte es sich hin, schlang seinen buschigen Schweif fein ordentlich um seine Pfoten und starrte sie an.

Emly lief zu ihm und hockte sich vor dem Tier hin, eine schmutzige Hand ausgestreckt. Der Gulon stand auf und trat zwei Schritte zurück; dann streckte er den Hals vor, zischte und zeigte kräftige, gelbe Zähne. Elija wollte gerade sagen, sie solle dem Tier nicht zu nahe kommen, denn man konnte hier unten schon an einem Kratzer sterben, aber in dem Moment trat der grauhaarige Neue vor, packte das kleine Mädchen und setzte es neben Elija wieder ab. Emly hatte sich erschreckt und schien in Tränen ausbrechen zu wollen, doch dann legte sie der schon vertraute Ausdruck müder Resignation auf ihr Gesicht. Sie hielt die Hand ihres Bruders fest, als die Gruppe einen weiten Bogen um die Kreatur schlug, die sie beobachtete und die Wendeltreppe hinaufstieg.

Der Gulon setzte sich in eine schlammige Pfütze und begann anmutig, seine Pfoten zu lecken.

Die kleine Gruppe war fast drei Meilen von dem Gierwehr entfernt, bevor der Lärm seiner Mechanik so weit gedämpft war, dass eine Unterhaltung möglich war. Der Weg führte bergauf und Malvenny gab den anderen das Zeichen anzuhalten, indem er seine Fackel hob. Dankbar blieben sie stehen und wollten sich gerade hinsetzen, als Emly zum Rand des Vorsprungs trat und über den Fluss starrte. Dann drehte sie sich zu ihrem Bruder herum und zupfte an seinem Ärmel, während sie auf die andere Seite zeigte.

Bartellus hob die Fackeln hoch und spähte durch die dunstige Luft. Er glaubte, stromaufwärts etwas Helles entdecken zu können. Er ließ die Fackel sinken und blinzelte, während er die Augen bewegte, um sie wieder zu fokussieren.

»Ein Leichnam«, bemerkte ein buckliger alter Kloaker. Er klang erleichtert. »Ja, das ist ein Leichnam.« Er nickte und sah sich nach Zustimmung heischend in der Gruppe um.

Bartellus kniff erneut die Augen zusammen, aber er konnte kaum erkennen, was Emlys junge Augen und die uralten Augen des Veteranen sofort erfasst hatten. Auf der anderen Seite des Stroms mündete aus einem pechschwarzen Tunnel ein weiterer, kleinerer Fluss in den Strom. An der Einmündung befand sich ein Gitter, das in zwei Hälften zerbrochen war, wovon eine nach außen gefallen war. Dazwischen klemmte eine Leiche. Bartellus konnte nichts Genaueres erkennen bis auf einen Arm, möglicherweise auch ein Bein, das ausgestreckt war und immer wieder aus dem Wasser auftauchte und verschwand.

»Gut«, erklärte Malvenny. »Da gibt es sicher was zu finden.« Er betrachtete die Mitglieder seiner Gruppe. »Du, Neuer, du kommst mit.« Er nickte. »Die anderen bleiben hier.« Er ging los, ohne sich auch nur umzusehen.

Bartellus wollte ihm folgen, drehte sich dann jedoch um, als er bemerkte, dass sie beide Fackeln mitnehmen würden, und drückte seine Fackel Anny-Mae in die Hand. Als er sich wieder umdrehte, war Malvenny bereits weit voraus, nur noch ein hüpfender Lichtpunkt in der Dunkelheit. Bartellus holte ihn ein, und sie gingen weiter, bis dem Neuen allmählich Zweifel kamen, ob der Anführer wusste, wohin er ging. Er zweifelte nicht an dem möglichen Wert einer Leiche in den Hallen. Wo bereits ein kupferner Fünfer zu einem Kampf auf Leben und Tod führen konnte, war die Chance, einen Goldzahn zu finden oder vielleicht sogar mehrere, ein beträchtliches Risiko wert.

Sie gelangten an eine Furt im Fluss, wo ein mächtiger Erdbeben den Tunnel eingedrückt hatte. Deshalb hatten sich die beiden Seiten des Flusses angenähert. Man könnte leicht über den Spalt springen, dachte er. Mit Leichtigkeit, wenn es nicht so dun-

kel, so nass und so glitschig gewesen wäre. Denn wenn man ausrutschte bedeutete das einen grauenvollen Tod.

Malvenny gab ihm die Fackel, nahm drei Schritte Anlauf und sprang über den Spalt. Er landete auf festem Boden und hielt perfekt die Balance. Dann drehte er sich zu Bartellus herum und bedeutete ihm, ihm die Fackel zuzuwerfen. Bartellus warf sie vorsichtig hinüber und der Anführer fing sie geschickt auf. Dann trat er zurück.

Bartellus verdrängte das Bild des Abwasserflusses unter seinen Füßen und ersetzte es in seinem Verstand durch das eines saftig grünen Rasens. Er sprang geschickt hinüber, und als er landete, hatte sich Malvenny bereits umgedreht und ging stromaufwärts zurück.

Es war die Leiche eines Mannes. Der Kadaver war bereits aufgebläht, also konnte man schwer sagen, ob er fett oder dünn gewesen war. Sein Kopf war rasiert und die Haut mit blassblauen und grünen Tätowierungen geschmückt. Er war nackt. Ein armseliger Tuchfetzen hing noch um seinen Hals. Bartellus sah, dass sich schon Ratten über ihn hergemacht hatten.

Malvenny warf einen Blick durch das zerbrochene Gitter und ging neben dem Kopf des Toten in die Knie, sodass ihm das Wasser bis zur Hüfte reichte. Er öffnete den Mund der Leiche und warf einen kurzen Blick hinein. Dann richtete er sich wieder auf. »Die Zunge ist herausgeschnitten. Kein Gold.« Er spuckte angewidert in den Fluss. »Gehen wir.«

Bartellus betrachtete die Leiche. Es war ihr Arm, der, leichter als der Rest, in dem strömenden Wasser schwebte und in Richtung ihrer kleinen Gruppe winkte, die, wie Bartellus jetzt sehen konnte, sich auf der anderen Seite des Stroms versammelt hatte. Die Tätowierungen auf der Brust und dem Rücken waren verblasst, ebenso wie die Farbe der Haut bleicher geworden war, bis sie fast wie Zeichnungen auf einer Karte aussahen, einer Kriegskarte, wenn auch aus einem der älteren Feldzüge.

Gerade als sich Malvenny wieder durch das Gitter zwängen und herauskommen wollte, trat Bartellus vor und quetschte sich hindurch. Er zwang den Anführer, ihm Platz zu machen.

Tätowierungen waren nichts Ungewöhnliches, schon gar nicht unter Soldaten. Einige hatten sich Bilder von Spinnen oder Panther tätowieren lassen. Es war eine Art Stammeszeichen. Dieser Mann hier war ein wandelndes Bilderbuch. Sein Oberkörper war mit Vögeln und Tieren und geheimnisvollen Zeichen bedeckt. Sogar auf der Kopfhaut hatte er Tätowierungen. Bartellus sah, dass das Haar des Mannes begonnen hatte, in dichten Stoppeln nachzuwachsen.

»Gib mir die Fackel.« Er hob die Hand.

»Wir müssen weitergehen«, erwiderte Malvenny nur.

Bartellus hob den Blick. »Die Fackel!«

Malvenny zögerte. Er war schon länger Kloaker, als er zählen konnte, und er kannte die Bewegungen des Stroms und die Flutzeiten besser als jeder andere. Selbst ohne Uhr oder Kompass konnte er den Marsch zu den Westlichen Gestaden und zurück präzise kalkulieren. Wenn er sagte, es wurde Zeit weiterzugehen, dann war es das auch.

Aber ihm war ebenfalls klar, dass dieser wortkarge Neuling ihm das Genick brechen konnte, wenn er sich weigerte. Er war sehr erfahren und pragmatisch und reichte dem anderen die Fackel. Er sah zu, wie der ältere Mann sich erneut zu dem Leichnam hinabbeugte.

Hoch auf der rechten Schulter des Mannes saß eine alte, weiße, s-förmige Narbe. Etwas regte sich in Bartellus' Gedächtnis. Er betrachtete sie stirnrunzelnd.

»Zeit weiterzugehen«, sagte die Stimme hinter ihm.

Ein Brandzeichen, begriff Bartellus. Die Erinnerung regte sich erneut und verschwand, ohne dass er sie hätte fassen können. Sein Gedächtnis war mittlerweile sehr lückenhaft. Es bereitete ihm Sorgen, dass ganze Episoden seiner Vergangenheit in diesen Lücken verschwunden waren. Der alte Soldat wühlte in dem Beutel an seiner Hüfte und nahm ein kleines, scharfes Messer heraus. Dann blickte er hoch. »Kommen wir auf diesem Weg zurück?«

»So Gott will.«

Bartellus zögerte einen Moment unsicher, verstaute dann das Messer wieder und richtete sich auf. Er warf noch einmal einen

Blick auf die verblässenden Tätowierungen und versuchte sie sich in seinem unzuverlässigen Gedächtnis einzuprägen. Dann bückte er sich noch einmal kurz und riss das Stück Tuch ab, das im Wasser um den Hals des Leichnams trieb. Malvenny warf ihm einen merkwürdigen Blick zu, aber Bartellus nickte dem Anführer nur zu. Sie kletterten beide durch das zerbrochene Gitter hinaus. Dann winkte Malvenny der wartenden Gruppe auf der anderen Seite des Flusses zu, und sie gingen weiter bergauf. Bartellus folgte ihm nachdenklich, den tropfenden Tuchfetzen fest in der Faust.

Eine ganze Jahreszeit war verstrichen, seit Bartellus gezwungen worden war, sich in die Kanalisation zu flüchten. Er bewunderte die Zähigkeit der Kloaker, die hier monatelang, manchmal sogar Jahre lebten. Er übernahm wieder die Nachhut ihrer Gruppe. Die beiden Kinder gingen vor ihm und die kleine Frau namens Anny-Mae neben ihm. Sie trug immer noch die Fackel. Hier war der Tunnel höher, hatte gerade Wände und der stinkende Fluss strömte in einem tiefen Kanal unter ihnen. Nach nur wenigen Tagen hatte Bartellus den Gestank erträglich gefunden, und die Übelkeit, die ihn anfangs ständig gequält hatte, war abgeflaut.

Anny-Mae blieb stehen und winkte, und er beugte sich höflich zu ihr herunter. »Sind fast da«, sagte sie fröhlich und strahlte, als wäre sie persönlich dafür verantwortlich, dass ihr Ziel so nah war. Kurz darauf spürte Bartellus, wie die Luft um ihn herum weniger stickig wurde und der Tunnel sich öffnete, bis er sich hoch über ihre Köpfe erhob und in alle Richtungen ausweitete. Das Licht der Fackeln wurde schwächer und verschwand schließlich in der Dämmerung. Bartellus sah, dass sie am Rand eines breiten, flachen Beckens standen, durch dessen Mitte der Abwasserstrom floss. Zu beiden Seiten hatten sich sanft ansteigende Böschungen aus Schlamm gebildet. Der alte Soldat blickte gerade nach oben und wurde einen Augenblick von Entsetzen gepackt, als er an das gewaltige Gewicht der großen Stadt dachte, das auf diese winzige Schale der Kanalisation drückte.

Ein schrilles Quieken lenkte ihn ab. Eine Schar riesiger Ratten lief über die Schlammböschungen davon, auf der Flucht vor dem ungewohnten Licht. Er sah täglich Ratten; sie waren ständige Gefährten in den Hallen, aber noch nie hatte er so große gesehen und auch nicht so viele. »Sie sind halb blind«, hatte man ihm gesagt. »Sie können nur Licht und Schatten unterscheiden und flüchten vor dem Licht.« Irgendwie wirkten blinde Ratten noch bedrohlicher auf ihn.

Er hörte zu, was Malvenny gerade sagte. »Entzündet eure Fackeln und macht, so schnell ihr könnt. Wir haben nicht viel Zeit.« Der Anführer warf Bartellus einen vielsagenden Blick zu. »Neuer, bleib bei Anny-Mae. Sie wird dir sagen, wohin du nicht gehen darfst. Und halte dich besonders von den flachen Kuppeln fern.« Er deutete mit einer Hand auf die dunkelste Ecke der Gestade und schickte sie dann los.

»Was sind die flachen Kuppeln?«, fragte Bartellus die Frau.

Sie starrte bereits suchend auf den Schlamm zu ihren Füßen. »Die sind da drüben«, erklärte sie und streckte die Hand aus. »Die Kuppeln unter dem Schlamm bröckeln wie Kekse. Du würdest durch sie hindurchstürzen.« Dann sah sie ihn strahlend an.

Er blickte dorthin, wohin sie zeigte. »Aber die Kinder ...« Er sah, dass der Bruder und die Schwester bereits über die Schlammränke rannten, auf der Suche nach »Fundsachen«. Ein Bild aus einer anderen Welt zuckte durch seinen Kopf, zwei andere Kinder, mit goldenen Haaren, an einem Strand bei Sonnenaufgang, die in Felsbecken nach Krebsen und Krabben suchten.

»Lija weiß, was er tut«, erklärte die kleine Frau. »Sie sind leichter als wir, deshalb können sie ohne Gefahr dorthin gehen. Und alle haben Angst davor, deshalb gibt es dort gute Funde.« Mit ihren scharfen schwarzen Augen erkannte sie den Schmerz in seiner Miene und verstand ihn falsch. »Der junge Lija weiß was er tut«, wiederholte sie freundlich.

Bartellus stellte fest, dass es für ihn hier wenig zu tun gab. Er hielt die Fackel dorthin, wohin die Frau zeigte, während sie mit einem kleinen Rechen den Schlamm durchkämmte, der in glatten Wellen rings um sie herumlag. Dann nahm sie ein flaches

Sieb von dem Gürtel, den sie um die Taille trug, und siebte den Schlamm durch. Sie untersuchte die kleinen Objekte, die hängen geblieben waren.

Einmal hob sie die Hand und zeigte ihm eine Münze. Er hielt die Flamme der Fackel dicht daran, konnte jedoch nichts erkennen. Ihre erfahrenen Finger strichen über die matte Oberfläche. »Drittes Kaiserreich«, sagte sie triumphierend und reichte ihm die Münze. »Die ist aus Gold!« Dann arbeitete sie weiter, gebückt, und er verstaute das wertvolle Stück in einem Beutel. Er fragte sich, wie sie wohl ihre Beute teilen würden.

Anny-Mae bewegte sich rasch und blieb gelegentlich stehen, um mit dem Griff des Rechens in den Schlamm vor ihr zu stehen. Sie prüfte die Tiefe und die Festigkeit des Schlammes. Und sie stürzte sich mit Freuden auf kleine Dinge, die Bartellus niemals auch nur gesehen hätte. Sie fand etliche Münzen, wenn auch keine goldene mehr, die Hälfte eines zerbrochenen Scharniers, das er einstecken sollte, und einen Messergriff. Sie fand auch eine Metallkassette, leer, die sie wegwarf, und den ledernen Umschlagdeckel eines Buches. Den reichte sie Bartellus, vermutlich, weil sie ihn für einen gebildeten Mann hielt.

Überall waren tote Ratten, Katzen und halb zerfressene Leichen von Hunden angespült worden. Aber sie fanden keine weiteren menschlichen Leichname. Bartellus vermutete, dass die verschiedenen Gitter verhinderten, dass große Leichen bis hierher getrieben wurden. Er dachte wieder an den Toten und seine Tätowierungen. Erneut regte sich eine Erinnerung in seinem Kopf, aber es gelang ihm nicht, sie zu packen, bis sie sich schließlich ganz verflüchtigte.

Er dachte immer noch an die Vergangenheit, als er plötzlich merkte, dass die Kloaker alle stehen geblieben waren und lauschten. Er selbst konnte über dem Rauschen des Wassers nicht viel anderes hören. Doch dann nahm auch er es wahr – ein fernes Hämmern, als würden hundert Bratpfannen wie Gongs geschlagen werden.

»Regen!«, schrie Malvenny. Die Kloaker setzten sich sofort in Bewegung und hasteten den Weg zurück, den sie gekommen wa-

ren. Sie ließen auf ihrer überstürzten Flucht die kostbaren Siebe, Rechen und Kellen zurück und nahmen nur die Fackeln mit.

Anny-Mae packte Bartellus' Arm. Ihre Miene war ängstlich. »Dieses Ufer wird im Nu überflutet sein«, sagte sie. »Wir müssen uns beeilen.«

Bartellus sah, dass die Kinder vor ihnen waren, als sie über den bröckelnden Vorsprung zurückstürmten. Sie beeilten sich, bewegten sich aber trotzdem vorsichtig auf dem tückischen Untergrund. »Was war das für ein Lärm?«, fragte er Anny-Mae, die vor ihm ging.

»Kloaker hoch über uns«, erwiderte die Frau, die vorsichtig weiterging, so schnell ihre kleinen Füße sie trugen. »Sie schlagen auf die Kanaldeckel, wenn es regnet, und warnen alle.«

Bartellus bemerkte, dass der Fluss, dem sie folgten, anstieg, während er zusah. Als sie vorhin in die andere Richtung gegangen waren, war er weit unter ihnen geflossen. Jetzt rauschte er unmittelbar unter dem Rand des Simses entlang, und auf seiner Oberfläche bildeten sich grauer Schaum und große Blasen, die langsam und klebrig platzten. Außerdem bemerkte er, dass sie immer noch nach unten gingen.

»Hier geht es nach unten!«, rief er, aber Anny-Mae war zu sehr damit beschäftigt, sich zu beeilen und zu sehen, wohin sie ging, als dass sie ihm hätte antworten können.

Die Kinder verloren schnell den Kontakt zu den anderen, deren Fackeln bereits weit vor ihnen flackerten. Das kleine Mädchen rutschte plötzlich aus, als sie auf eine besonders schleimige Stelle des Weges geriet, und ihre Beine gaben unter ihr nach. Sie rutschte mit den Füßen voran in Richtung des Stroms. Elija griff nach ihr, aber die Fackel, die er trug, behinderte ihn. Er verfehlte sie und stürzte ebenfalls. Im letzten Moment, als das Mädchen gerade hilflos auf den Rand zurutschte, packte Bartellus ihren dünnen Arm, zog sie hoch und drückte sie an seine Brust. Sie war winzig und wog weniger als ein gutes Schwert. Er sah in ihr weißes Gesicht. Ihre Augen waren weit aufgerissen und schienen ins Leere zu starren, jenseits von Entsetzen und Erschöpfung.

Der Junge rappelte sich hastig wieder auf und blieb vor ihnen stehen. Er zwang Bartellus, ebenfalls anzuhalten. Anny-Mae drängte sich an ihnen vorbei und jagte hinter dem Rest der Gruppe her, die mittlerweile verschwunden war. Elija blickte zu Bartellus hoch. Der alte Soldat erwiderte ruhig seinen Blick und sagte: »Ich trage sie. Lass mich helfen.« Elija rührte sich nicht. Seine Miene war entschlossen. Dann deutete Bartellus mit einem Nicken in die Richtung, in die sie gingen. »Los, beweg dich, Junge«, knurrte er.

Elija drehte sich um und rannte weiter, schneller diesmal. Bartellus musste laufen, um mit ihm Schritt zu halten, denn der Junge hatte immer noch die Fackel in der Hand.

Als sie schließlich die Gruppe wieder einholten, hämmerte Bartellus' Herz ihm bis zum Hals. Sie waren an einem Scheideweg von zwei großen Tunneln angekommen. Frisches Wasser, es war frisch, das konnte er riechen, donnerte aus einem anderen Kanal herab und schwemmte seine Last aus Zweigen und anderen Abfällen mit sich. Das Wasser mischte sich mit der ohnehin anschwellenden Brühe des Abwasserkanals in einem brodelnden, rauschenden Strudel, in dem Abfälle wirbelten.

Eine zerbrechlich wirkende Seilbrücke mit Planken überspannte den Mahlstrom. Sie war der einzige Weg hinüber. In dem flackernden Licht der Fackeln konnte Bartellus sehen, dass das Wasser rund um die Brücke bereits schäumte und der Mittelteil unter Wasser stand. Trotzdem arbeitete sich der erste Mann bereits hinüber, hielt sich an den Seilen fest, zog sich weiter, während er von dem rauschenden Wasser fast mitgerissen wurde. Die anderen machten sich bereit, ihm zu folgen.

Als Elija ankam, schob Malvenny den Jungen auf die Brücke und nahm seine Fackel. »Lauf, Junge!«, schrie er. Elija blickte zu seiner Schwester zurück und zögerte. Ein anderer Mann schob sich vor ihn und sprang auf die Brücke, während er seine Fackel wegwarf. Anny-Mae stieß den Jungen auf die Brücke und folgte ihm, stieß ihn immer wieder in den Rücken. Elija warf noch einen Blick auf seine Schwester, packte dann die Seile, die bereits vom Wasser bedeckt waren, und zog sich auf die andere Seite.

Malvenny hielt die letzte Fackel in der Hand und schrie Bartellus ins Ohr. »Die Taue können jeden Moment reißen! Wenn das passiert halt dich am Seil fest oder am Holz. Lass auf keinen Fall los!«

Bartellus trat auf die Brücke, die sich wie ein wild gewordenes Kavalleriepferd unter ihm aufbäumte. Er fühlte, wie das kleine Mädchen die Arme um seinen Hals schlang und sich anklammerte, und packte die Taue mit beiden Händen. Dann wurde er unter das rauschende Wasser gedrückt. Einen Moment lang schien er nichts mehr zu fühlen. Er konnte weder atmen noch wusste er, wo oben oder unten war. Er hatte keinen Halt mehr unter seinen Füßen, spürte nicht einmal mehr den Körper des Mädchens an seiner Brust, sondern nur noch die rauen Taue unter seinen Händen.

Dann gab die Brücke nach, und er fühlte, wie er in die Dunkelheit geschleudert wurde, ein Stück Treibgut in dem reißenden Strom. Er hielt sich an dem Seil und den Planken fest, kniff die Augen zusammen und betete für das Leben des kleinen Mädchens.

In seinen Träumen fand er sich häufig in einem fruchtbaren grünen Tal wieder. Am fernen Horizont waren die Gipfel der Berge mit funkelndem Schnee bedeckt. Er kniete im dichten, nassen Gras, auf dessen Halmen sich Tautropfen sammelten, und strich mit den Händen über die kühlen Pflanzen. Dann hob er die feuchten Hände zum Gesicht und wischte damit den Schweiß, das Blut und den Schmerz weg. Anschließend stand er auf und sah sich um. Niemand war zu sehen, keine Tiere, keine Lebewesen. Die Luft war frisch, als wäre sie noch nie benutzt worden. Er fragte sich, ob dies die Morgendämmerung der Welt war.

Er hatte einmal einen Wahrsager nach der Bedeutung dieses Traumes gefragt. Der runzlige alte Mann, der die zierliche Gestalt eines Kindes hatte, hatte sich mit seinem Zelt an die Nachhut einer Armee gehängt, die darauf wartete, in die Schlacht zu ziehen. Allerdings konnte sich Bartellus nicht mehr erinnern, welche Armee oder welche Schlacht das gewesen war. Der Mann

jedenfalls machte ausgezeichnete Geschäfte, nachts, wenn die furchtsamen Soldaten bei ihm Trost suchten, bevor sie sich dem neuen Tag stellten.

»Das Tal ist der Ort, wo du geboren wurdest, General«, hatte der alte Mann gesagt und ihn angelächelt. Seine Zähne waren verfault. »Die Bedeutung ist klar. Grün bedeutet Fruchtbarkeit, und das Tal bedeutet eine Frau. Deine Geburt ist von den Göttern gesegnet worden. Du wirst lange leben, wirst viele Söhne haben und in das Tal zurückkehren, bevor du stirbst.« Dann sah er über Bartellus' Schulter hinweg und schielte bereits gierig auf die Münze des nächsten Kunden.

Aber der General blieb sitzen und runzelte die Stirn. »Deine Worte sind mir nicht klar, Alter«, sagte er. »Ist das Tal meine Mutter, oder ist es der Ort, wo ich geboren wurde?«

»Beides«, erwiderte der alte Mann gewandt. »Das grüne Tal ...«

»Denn«, schnitt ihm Bartellus das Wort ab, »ich wurde auf der trostlosen Ebene von Garan-Tse geboren, und zwar mitten in der Dritten Schlacht von Vorago. Die Schreie meiner Mutter haben sich mit den Schreien von sterbenden Männern gemischt, und wohin man sich auch wendete, war nur Blut und Schlamm.«

Der alte Mann sah ihn verärgert an. »Es ist nur ein sinnbildliches Tal«, erklärte er. »Alle Menschen werden in Blut und Schmerzen geboren. Aber du bist von Fruchtbarkeit umgeben. Du hast Söhne?« Bartellus nickte. »Und du bist wohlhabend?« Als Bartellus erneut nickte, zuckte der alte Mann mit den Schultern. »Dann bist du ein glücklicher Mann.«

»Die meisten Männer würden mich nicht glücklich nennen«, knurrte Bartellus.

»Du bist ein General, General«, widersprach der Wahrsager nachsichtig. »Und du bist am Leben. Die meisten Männer würden dich nicht *unglücklich* nennen.«

Eine Million Kanalgitter saugten den Regen ab, sammelten ihn in dem uralten System aus Rohren und Kanälen, Abwasserkanälen und Rinnen und führten ihn tief unter die Stadt. Der größte Teil des Wassers gelangte durch die gewaltigen Abwasserkanäle in

den großen Menander. Der Fluss verlief durch die Eingeweide der Stadt. Ein großer Teil des Regens wurde von vielen Schichten der Stadtgeschichte gefiltert bis tief hinab, wo die Kanalisation zerstört und zerbrochen war, zerquetscht vom Gewicht der Zeit. Tausende kleine Rinnsale flossen durch Rinnen und zerbrochene Gitter, schwemmten die Wände der Kanalisation aus, wuschen den Schmutz und den Müll von Jahren weg, und eine Weile, ein paar Tage lang, waren die Hallen sauber, und es roch dort nach Gras und guter Erde.

Auf seinem Ausguck oben auf dem Gierwehr streckte sich der Gulon behaglich und legte sich auf ein Stück Holz. Durch schmale Augenschlitze beobachtete er, wie ganze Scharen von Kloakern in die Walzen des Wehrs gezogen und pulverisiert wurden. Das Tier schloss die Augen und schlief.

Der junge Elija zog sich Planke um Planke über die heftig schaukelnde Seilbrücke, während sie von den reißenden Fluten zerfetzt wurde. Aber er hatte nur Angst um seine Schwester. Ich kann sie nicht retten, wenn ich sterbe, dachte er, also klammerte er sich verzweifelt an einer Holzplanke fest und versuchte zu überleben. Er wurde lange vom Wasser hin und her geschleudert, bis der Strom endlich versiegte und er wieder atmen konnte. Er holte dankbar tief Luft, obwohl seine Lunge schmerzte und seine schwächliche Brust schrecklich wehtat. Als er die Augen öffnete, stellte er fest, dass es um ihn herum vollkommen dunkel war. Er hing kopfüber in Seilen, vielleicht in den Tauen der Brücke. Er hörte immer noch das Tosen des Wassers in der Nähe. Vorsichtig versuchte er, Arme und Beine zu bewegen. Jeder Knochen tat ihm weh, aber er schien sich nichts gebrochen zu haben. Er konnte sich zwar bewegen, sich aber nicht selbst befreien. Und selbst wenn ich mich befreie, dachte er, wohin soll ich im Dunkeln gehen?

Verschnürt wie eine Ziege für eine Opferung, hing er hilflos an der Wand eines Abwasserkanals, in totaler Finsternis tief in den Eingeweiden der Stadt. Der kleine Junge begann zu weinen.

Als Bartellus wieder zu sich kam, merkte er sofort, dass sich die Atmosphäre verändert hatte. Der erstickende Gestank, der ihn

endlose Tage lang bedrückt hatte, war verschwunden. Jetzt war die Luft dünner, roch nach feuchtem Heu, überreifen Früchten, Rauch und ganz schwach nach Blumen. Er lag auf dem Rücken, und sein Körper schien ein altes Floß zu sein, das so gerade eben noch in einem Meer aus Schmerz trieb. Er spürte ein Gewicht auf der Brust, und als er die Augen öffnete und den Kopf etwas an hob, sah er, dass es das kleine Mädchen war. Es rührte sich nicht. Er dachte, das Kind wäre tot, aber als er versuchte, sich hinzusetzen, weckte sein unwillkürliches Stöhnen es auf. Es krabbelte hastig von ihm weg. Die Augen in seinem schmalen weißen Gesicht waren riesig.

Dann blickte das Mädchen hoch und sah sich um. In dem Moment wurde Bartellus klar, dass er tatsächlich etwas sehen konnte. Sie befanden sich in einer runden Steinkammer. Fackeln in eisernen Haltern warfen flackernde Schatten auf die feuchten Mauern. Auf diese Mauern waren schwarz-weiße Bilder gemalt, schwach und verblasst. Vögel, gespreiztes Gefieder. Bartellus und das Mädchen befanden sich auf einem großen Vorsprung hoch über dem Strom, der in einem tiefen Kanal mitten durch die Kammer floss. Bartellus ließ sich gegen die Wand sinken und ruhte sich eine Weile aus, während er die Vögel an den Wänden beobachtete, die im Licht der Fackeln unheimlich zu zucken schienen. Zu mehr war er nicht in der Lage.

Dann hörte er ein schwaches Geräusch und hob erneut den Kopf. Wie eine Fata Morgana in den Wüsten des Südens kam eine mit einem Kapuzenumhang verhüllte Gestalt durch das gelbe Licht auf sie zu. Seine soldatischen Instinkte waren wie abgestorben, und Bartellus lag verletztlich da, als die Gestalt sich ihnen näherte und vor ihnen stehen blieb. Der alte Mann sah die Spitze einer Schwertscheide unter dem Saum des Umhangs herausragen. Ihm war klar, dass er sich bewegen, sich verteidigen sollte, aber er hatte keine Kraft mehr.

»Du bist nicht tot.« Es war die gleichgültige Stimme einer Frau. Sie hallte schwach von dem feuchten Stein wider. Bartellus war sich nicht sicher, ob die Bemerkung ihn beruhigen sollte oder die Frau einfach nur eine Tatsache feststellte.

»Wir sind von der Flut überrascht worden«, erklärte er. Noch während er das sagte, begriff er, dass eine Erklärung schwerlich vonnöten war. Verständlicherweise antwortete die Frau nicht. Sie blieb schweigend vor ihm stehen. Ihre Gegenwart war beunruhigend. Er richtete sich mühsam auf. Sein ganzer Körper tat weh, und der Schmerz in seinem Rücken war fast unerträglich.

»Dieses Mädchen braucht trockene Kleidung, etwas zu essen und frisches Wasser«, sagte er zu der Frau.

Sie ließ sich Zeit mit einer Antwort. »Ich bin sicher, dass du Recht hast«, sagte sie kühl. »Aber warum erzählst du mir das?«

Seine Frustration war größer als seine Erschöpfung, und in seiner Brust entzündete sich ein selten gewordener Funke.

»Die armen Teufel, die hier leben, sind der Abschaum der Cité«, sagte er. »Aber meiner Erfahrung nach, junge Frau, muss man keinem von ihnen lange erklären, warum ein halb ertrunkenes Kind etwas zu essen und zu trinken und ein wenig Trost braucht! Wenn du diesem Mädchen nicht die Hilfe geben kannst, die es benötigt, dann führe uns zu jemandem, der es kann.«

Seine Worte klangen selbstgefällig, selbst in seinen Ohren, und das Mädchen begann zu weinen. Hilflos bemerkte Bartellus, dass er es verängstigt hatte.

Die Frau sah ihn ungerührt an. »Das hier ist weder eine Marktbude noch ein Waisenhaus oder ein Krankenhaus, *alter Mann*.«

Diesmal kontrollierte er seinen Zorn. »Gewiss nicht«, antwortete er beherrscht. »Aber du siehst gut genährt aus, und außerdem gibt es hier eine straffe Organisation. Also kann ich nicht glauben, dass du nicht in der Lage bist, diesem Kind einen Teller Nahrung zu verschaffen. Ist das zu viel verlangt?«

»Warum glaubst du, dass es hier eine straffe Organisation gibt?«, wollte die Frau wissen.

Er deutete mit einem Nicken auf die Fackeln. »Überall in den Hallen würde eine unbewachte Fackel in nur wenigen Augenblicken gestohlen werden. Das heißt, an diesem Ort gibt es eine Autorität, und zwar eine, die respektiert wird.«

Sie nickte unter ihrer Kapuze. »Also gut. Komm, Kind«, sagte

sie, drehte sich um und ging durch die Kammer der unheimlichen Vögel davon.

Das kleine Mädchen warf Bartellus einen Blick zu. Er lächelte beruhigend, und das Kind folgte der Frau, wobei es sich immer wieder umsah, um zu überprüfen, ob der alte Mann noch da war.

Als die beiden verschwunden waren, erhob sich Bartellus mühsam und staunte darüber, dass er sich keinen einzigen Knochen gebrochen hatte. Er trat an den Rand des Stroms, wo er sich erleichterte. Es war ein befreiendes Gefühl. Diese einfache Tatsache munterte ihn bemerkenswert auf, und er folgte der Frau und dem Kind.

Als er den Kreis der Fackeln verlassen hatte, umhüllte ihn wieder die Dunkelheit. Er blinzelte sich den Schleim aus den Augen, bis er ein schwaches Leuchten sah. Durch einen Torbogen rechts von ihm drang Licht in den Gang. Er war mit einem Tor gesichert, das jetzt offen stand, und er schritt hindurch. Er folgte dem Lichtschein, bis er in eine runde Kammer kam, die nicht von dem grellen Licht der Fackeln sondern von sanftem Kerzenschein erleuchtet wurde. Es mussten Dutzende sein. Er kniff die Augen zusammen. Überall standen Pfeiler, deren Kapitelle in der Form von hockenden wartenden Vögeln gemeißelt waren. Dieser Raum war sehr alt, und die steinernen Blicke der Vogelstatuen bedrückten ihn.

Von dem Mädchen war nichts zu sehen, aber die Frau saß am Rand eines breiten Holztisches. Sie hatte die Kapuze zurückgeschlagen, und ihr Haar leuchtete rot im Licht der Kerzen. Er sah, dass sie ein junges Gesicht hatte, aber Falten der Erfahrung bildeten sich bereits um ihre Augen, die so blau waren wie Veilchen. Ein blankes Schwert lag quer über ihren Beinen.

»Wie heißt dieser Ort?«, erkundigte er sich.

»Die Kloaker nennen ihn die Halle der Wächter. Sie haben Angst hierherzukommen. Sie fürchten meine Kollegen und mich.« Sie legte beiläufig die Hand auf den Griff des Schwertes.

Seine Abneigung gegen die junge Frau wuchs augenblicklich. »Wenn deine Kollegen«, erklärte er ihr, »dir auch nur im Ent-

ferntesten ähneln, dann fürchten sie wahrscheinlich eine scharfe Zunge weit mehr als scharfe Schwerter.«

Sie sah ihn finster an. »Zuerst bittest du um unsere Gastfreundschaft, und dann beleidigst du mich?«

Er sah sich in dem Raum um, als würden ihn weder ihre Worte noch ihr Schwert kümmern. Auf einem anderen Tisch standen ein Krug mit Wasser und ein Teller mit Fleisch und Teigfladen. Sein Magen verkrampfte sich vor Hunger. Aber er ließ seinen Blick gleichgültig über das Essen gleiten. Er würde lieber verhungern, als dieser widerlichen Person sein Verlangen zu zeigen.

»Du bist dünnhäutig und jähzornig«, erwiderte er nachsichtig, als hätte das keinerlei Bedeutung. »Wärst du einer meiner Soldaten, würde ich dich nicht einmal ein Obstmesser tragen lassen, geschweige denn ein Schwert.«

Die Frau sprang vom Tisch auf, die Klinge in der Hand, aber eine sanfte Stimme gebot ihr Einhalt. »Indaro.«

Bartellus sah sich um. In einem Durchgang, der von einem Wandteppich halb verborgen wurde, stand eine andere Frau. Ihr langes Haar war so weiß wie Eis, und ihr Gesicht war faltig. Wie dieses Mädchen, Indaro, trug auch sie ein eng anliegendes Lederwams. Aber während die junge Frau eine Lederhose trug, wie ein Kavallerieoffizier, war die ältere in einen langen, mitternachtsblauen Rock gekleidet, der bis zu ihren glänzenden Stiefeln reichte. Über ihren Schultern hing ein brauner Offiziersmantel. Und auf ihrer Brust glänzte etwas Silbernes.

»Er hat Recht, Mädchen. Du lässt dich zu schnell beleidigen«, sagte sie. Indaro antwortete nicht, aber nach einem Nicken der Frau verließ sie steifbeinig den Raum. »Wenn sie eine deiner Soldatinnen wäre, General, dann wäre sie vermutlich längst gefallen«, sagte die Frau, als Indaro verschwunden war.

Bartellus fühlte, wie sich seine Brust verkrampfte. Trotz all der Schrecken und Erniedrigungen der Hallen hatte er sich daran gewöhnt, ein anonymes alter Mann zu sein, der nicht mehr verfolgt und gejagt wurde.

Sie ging zum Tisch, schenkte ein Glas Wasser ein und reichte

es ihm. Sie war groß und elegant, und er fragte sich, wer bei den Göttern von Eis und Feuer sie wohl sein könnte.

»Kenne ich dich?«, erkundigte er sich.

Sie sah ihn neugierig an. »Kennst du mich nicht?«, erwiderte sie. »Ich bin Archange Vincerus. Und wie nennst du dich?«

Er zögerte. »Bartellus«, erwiderte er schließlich.

»Ein guter Name. Und einigermaßen verbreitet. Vor allem unter unseren Bewaffneten.« Sie drehte sich um, nahm den Teller mit den Speisen und reichte ihn ihm. Er nahm einen Teigladen und biss hinein. Der Geschmack und die Süße in seinem Mund ließen ihn schwindeln, und er trank langsam einen Schluck Wasser.

»Archange. Diesen Namen kenne ich.« Er verfluchte sein löchriges Gedächtnis, in dem seine Erfahrungen herumwirbelten und trieben wie Ebbe und Flut, wie Nebel über Eis. »Wer bist du, Mylady, und warum lebst du in der Kanalisation?«

»Ich lebe nicht hier. Ich besuche sie nur«, entgegnete sie scharf.

Plötzlich hatte Bartellus diese Frauen und ihre hochmütige Art satt. Warum kümmerte es ihn eigentlich, was sie von ihm hielten? Er nahm den Teller mit Essen, setzte sich an den Tisch und aß mit unbewegter Miene. Sie setzte sich ebenfalls und schwieg eine Weile, während er das Fleisch und weitere Teigladen verzehrte. Dann trank er zwei große Gläser Wasser. Sie schmeckten wie frischer Morgentau.

Er ignorierte ihre Gesellschaft, schloss die Augen und lehnte den Kopf gegen die hohe Lehne des Stuhls. Er stellte fest, dass sein Verstand sich klärte. Er erlaubte sich, an die beiden anderen Kinder zu denken, seine Söhne, die ihm in einem sonnenüberfluteten Garten zum Abschied zugewinkt hatten, als er sie ein letztes Mal verlassen hatte. Joron, der ältere, fuchtelte über seinem Kopf mit einem Holzschwert, dass er ihm noch an diesem Tag gemacht hatte. Der kleinere, Karel, winkte ebenfalls aufgeregt, dem Beispiel seines Bruders folgend, aber er war noch viel zu jung, um zu verstehen. Als er einen der neuen Welpen sah, hörte er auf zu winken. Er tapste zu dem Hund, und Flocke, die weiße Hündin, trottete durch den Garten, um ihr Junges zu bewachen. Das letzte Bild, das Bartellus von seinem kleinsten Sohn hatte, zeigte

ihn, wie er mit seinen pummeligen Armen den Hals der geduldigen Hündin umschlang und seinen Vater längst vergessen hatte.

Tränen strömten über sein Gesicht.

Seine Frau Marta war nicht mit nach draußen gekommen, um sich von ihm zu verabschieden. Sie hatte im Bett gelegen, erschöpft in den letzten Wochen einer schweren Schwangerschaft. Er hatte sie zum Abschied geküsst und ihr versprochen, zu Beginn des Winters zurückzukehren. Er hatte keine echte Angst um sie gehabt; ihre beiden früheren Schwangerschaften waren ebenfalls schwierig gewesen, aber ihre Söhne waren gesund, und sie hatte innerhalb von Tagen ihre Kraft zurückgewonnen. Es tat ihm leid, dass er nicht da sein konnte, um die Geburt seiner Tochter mitzuerleben. Er war davon überzeugt, dass es diesmal eine Tochter würde.

Er konnte sich nicht erinnern, dass er Marta zum Abschied geküsst hatte. Er war sich sicher, dass er es getan hatte, denn er tat es immer. Aber er war durch den bevorstehenden Feldzug abgelenkt gewesen, und er hatte sie unbewusst geküsst, ein beiläufiger Kuss auf die Wange. Der letzte Kuss.

Dann war er mit seinem alten Freund Astinor Rotfall, der gekommen war, um ihn abzuholen, davongeritten. An diesem sonnigen Morgen hatte er nicht gewusst, dass ihm ein kurzer Prozess gemacht und er danach einer schrecklichen Strafe überantwortet werden würde. Und ebenso wenig wusste er, und er sollte das fast ein Jahr lang nicht erfahren, dass noch in derselben Stunde seine Familie abgeschlachtet wurde und seine so sehnsüchtig erwartete Tochter aus einer klaffenden Wunde in Martas Bauch herausfiel.

Als Bartellus seine Augen wieder öffnete, saß die Frau immer noch mit ihm am Tisch, ein Glas Wasser in der Hand, und sie blickte ins Leere. Sie hatte seine Tränen gesehen, aber das kümmerte ihn nicht. Er fragte sich, wie viel Zeit verstrichen sein mochte.

»Sind wir uns schon einmal begegnet?«, erkundigte er sich.

»Einmal. Vor langer Zeit.«

»Warum hast du uns gerettet?«

»Vielleicht wurdet ihr einfach von den Regenfluten hier angespült.«

»Von einer Regenflut, die uns rücksichtsvollerweise nicht voneinander getrennt hat, das Kind sicher in meinen Armen, und die uns dann in deinem Vorzimmer abgesetzt hat?«

Sie seufzte. »Es wirft ein sehr trauriges Bild auf dein Leben, dass du fragst, warum jemand einen anderen vor dem Ertrinken retten sollte.«

Er wusste, dass er sie kannte. Er zermartete sein Hirn, aber es wollte ihm einfach nicht einfallen. So viel von seiner Geschichte war von Blut und Schmerz fortgespült worden. Sein Gedächtnis war ihm jetzt ein gerissener und launischer Freund. Es gab Zeiten, an denen er die Bilder, wie seine Frau ihn anlächelte oder wie seine Jungs ihm im Sonnenlicht zum Abschied zuwinkten, nicht ertragen konnte. Aber diese Erinnerungen verfolgten ihn gnadenlos und kristallklar. Aber seine Tage des Ruhms, Zeiten, die er festhalten wollte, weil sie sich nie verändern würden, ganz

gleich was in der Zukunft noch geschehen mochte, diese Erinnerungen schimmerten, waberten, schienen so unstat wie Wanderdünen in seinem müden Hirn zu sein.

»Gibt es hier noch andere wie Indaro?«, fragte er Archange.

»Warum?«

»Weil sie gesund und stark ist und behauptet, eine Kriegerin zu sein. Warum also ist sie nicht in der Armee? Ist dieser Ort hier vielleicht eine Zufluchtsstätte für Feiglinge, die nicht für ihre Cité kämpfen wollen?«

»Die Menschen flüchten sich aus vielerlei Gründen in die Kanalisation – und nicht alle sind Feiglinge«, gab sie nachdrücklich zurück. »Aber es gibt für Frauen einfachere Wege, dem Militärdienst zu entkommen. Sie können zum Beispiel schwanger werden. Keiner Frau, die ein kostbares Kind trägt, ist es erlaubt zu dienen, wie du sehr wohl weißt, General.«

Er durfte das nicht zweimal durchgehen lassen. »Ich bin kein General.«

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. »Dann solltest du nicht so beiläufig von *deinen* Soldaten sprechen. Außerdem würde dich niemand für einen Schreiber oder einen Wirt halten. Und zudem«, sie lächelte, »siehst du auch aus wie ein General.« Plötzlich wirkte ihr Gesicht jünger.

Zum ersten Mal seit vielen Tagen wurde ihm klar, dass er vermutlich stank. Trotzdem fühlte er sich behaglich, saß mit gefülltem Bauch auf einem Stuhl in, das musste er zugeben, angenehmer Gesellschaft. Es war warm, und seine Kleidung war zum ersten Mal seit Tagen trocken. Der Raum bestand aus kaltem Stein, die Tische und Stühle waren einfach, aber sie waren aus gutem Holz gemacht, und der Wandteppich war reich bestickt mit wilden Bestien und seltsamen Blumen. In einer Ecke am unteren Rand saß ein Gulon, der ihn böse anstarrte.

»Wir sind immer noch in der Kanalisation, in den Hallen«, fuhr er fort. »Aber du kommst und gehst nicht durch die Kanäle. Also muss es einen Ausgang an die frische Luft geben?«

Sie schüttelte den Kopf. »Dies hier nennt sich die Halle der Wächter«, erklärte sie. »Vor Jahrhunderten, vielleicht vor Hun-

erten von Jahrhunderten gehörte sie zu einem großen Palast. Der Palast wurde geschleift, es gab eine Invasion oder ein Erdbeben, das weiß ich nicht mehr, und dieser uralte Palast verschwand unter einem neuen. Der wiederum unter einem anderen verschwand. Es gibt viele Geschichten von alten Cités, von denen die meisten zerstört sind. Einige Gebäude jedoch sind tief unten im Boden erhalten geblieben so wie dieses hier. Wir befinden uns sehr weit unterhalb der gegenwärtigen Cité.«

»Das ist die erste meiner Fragen, die du beantwortet hast.«

»Ich bin nicht hier, um deine Fragen zu beantworten.«

»Warum bist du denn hier?«

Sie sahen sich an und lächelten beide.

»Wir sind beide zu alt für solche Umschweife«, sagte sie, seufzte erneut und schüttelte mit einer kurzen Bewegung ihrer Schultern den Militärmantel ab. Auf ihrer Brust schimmerte ein silberner Halbmond. »Ich kann nicht mehr für dich tun, als die Welt bereits getan hat.«

Sie schwiegen eine Weile, bis sie erneut das Wort ergriff. »Du fragst nach meiner Freundin Indaro. Sie war bei der Ersten Schlacht von Araz dabei.«

Schreckliche Erinnerungen tanzten durch seinen Verstand. »Tausende andere auch«, erwiderte er. »Zehntausende.« Einschließlich meiner Person, hätte er hinzufügen können.

»Sie war noch ein Kind und sehr behütet aufgewachsen.« Sie sah ihn an. »Viele Menschen glauben, dass Frauen nicht in diesem Krieg kämpfen sollten.«

»Ich gehöre nicht dazu«, sagte er, obwohl das nicht ganz der Wahrheit entsprach. »Die Cité wäre längst verloren, gäbe es die Soldatinnen nicht.«

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Die Männer sind die Wächter der Vergangenheit unserer Cité«, zitierte sie, »und die Frauen die Hüter unserer Zukunft.«

Es war ein sehr gängiges Argument. »Ist die Cité erst verloren, wird keine noch so große Zahl von Kindern oder Neugeborenen uns helfen«, konterte er.

»Die Cité ist verloren. Sie ist schon lange verloren.«

»Nicht solange unsere Armeen sie immer noch verteidigen.«

Aber er wusste in seinem Innersten, dass der Moloch, seine Cité, an einem Scheideweg stand. Die feindlichen Städte waren unterworfen, ihre Armeen waren besiegt, Festungen waren erobert, und dennoch kämpften sie weiter. Die Cité wurde belagert, wenn auch aus der Ferne. Und sie warf ihre Frauen in einem letzten, verzweifelten Versuch, den Krieg zu gewinnen, in die Kriegsmaschinerie und setzte dabei die Zukunft der Bevölkerung bedenkenlos aufs Spiel.

»Die Cité ist groß«, sagte er störrisch, obwohl er wusste, dass es nicht stimmte. Seine Worte hallten hohl durch die steinerne Kammer.

»Dieser Moloch stirbt, Bartellus. Wie kannst du auch nur einen einzigen Tag in den Hallen verbringen, zusammen mit den anderen Kloakern sehen, was für ein absolut elendes Leben sie führen, und dann behaupten, die Cité wäre groß?« Sie sprach ruhig, und ihre Miene war ernst.

»Die Cité besteht aus allen Menschen, einschließlich der Kloaker«, widersprach er. »Wie kannst du Zeit mit ihnen verbringen, falls du das tust, Lady, und nicht ihre Stärke sehen, ihre Zähigkeit, den unbeugsamen Geist, der dazu beigetragen hat, dass diese Stadt Jahrhunderte des Krieges überstanden hat?«

»Ich kann nicht glauben«, entgegnete Archange, »dass du die Kloaker als Argument für die Größe der Cité anführst. In keiner großen Stadt, die auch nur das Geringste auf sich hält, sollten Menschen in der *Abwasserkanalisation* vegetieren. Jede Cité sollte zumindest teilweise danach beurteilt werden, wie sie sich um ihre Armen, ihre Gebrechlichen und ihre Enteigneten kümmert.«

Wie schon so oft in der Vergangenheit fand sich Bartellus erneut in einer Lage, in der er etwas vertreten musste, was er nicht ganz glaubte. Sie schlichen um ein Thema herum, das von den Vorsichtigen niemals laut angesprochen wurde. Aber hier, an diesem verborgenen Ort, brachte er es fertig, die Worte auszusprechen. »Der Unsterbliche verlangt diesen Krieg. Er wird nur enden, wenn der Kaiser es will.«

Sie betrachtete ihn ernst. »Leute, die ihm das ins Gesicht gesagt haben, wurden grausam bestraft.« Sie trank einen Schluck Wasser, bevor sie fortfuhr. »Wir reden hier über zwei verschiedene Dinge. Wenn die Cité groß ist, dann wegen des Mutes und der Zähigkeit ihrer Bewohner. Aber der Krieg hat sie an den Rand der Vernichtung geführt. Und wie du sagst, es ist der Kaiser, der für diesen Krieg verantwortlich ist. Aber er wird ihn niemals beenden.«

»Wie kannst du dir dessen so sicher sein? Und wenn Araeon den Krieg nicht beendet, dann könnte es Marcellus tun.«

Sie warf ihm einen finsternen Blick zu. »Marcellus ist loyal. Er würde sich niemals gegen seinen Kaiser auflehnen.«

Er verfolgte das Thema nicht weiter, weil ihm bewusst war, dass ihre Worte mehr als Hochverrat bedeuteten. Aber es war gut, wieder ein Gespräch zu führen. An etwas anderes zu denken als daran, woher das nächste Essen kommen sollte oder wie schlimm die Haut von den Läusebissen juckte oder wie er noch einen Tag länger überleben konnte, ohne dem Wahnsinn zu verfallen und sich selbst in den Fluss des Todes zu stürzen.

»Als meine Tochter klein war«, fuhr sie schließlich fort, »habe ich ihr die Geschichte von dem Gulon und der Maus erzählt. Kennst du sie?«

»Selbstverständlich. Es ist ein Kindermärchen.«

Er erinnerte sich gut. Der Gulon und die Maus unternehmen zusammen eine lange Reise. Als sie eine weit entfernte Stadt erreichen, sagt die Maus zum Gulon: »Lass mich auf deiner Schulter sitzen, damit ich die Stadt sehen kann und nicht von den Bewohnern zertrampelt werde.« Also nimmt der Gulon die Maus hoch und setzt sie auf seine Schulter. Aber die Bewohner dieser Stadt denken dann, dass die Maus der Herr ist und der Gulon nur der Diener, zeigen auf die beiden und lachen sie aus. Der Gulon ist wütend und nimmt die Maus von seiner Schulter und setzt sie auf den Boden. Augenblicklich wird die Maus unter dem schweren Stiefel eines Einwohners zertreten. Und der Gulon hat wegen seines Stolzes seinen besten Freund verloren.

»Weißt du, was mich meine siebenjährige Tochter fragte, als sie dieses Märchen hörte?«



Stella Gemmell

Der Moloch

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 736 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-26953-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2014

Ein sagenhafter Debütroman voller Spannung und Tiefe

In Jahrtausenden Schicht um Schicht erbaut, ist die Stadt ein gewaltiger Moloch, der viel zu lange schon mit all seinen Nachbarvölkern im Krieg liegt. Im Herzen der Stadt residiert der Imperator. Nur wenige haben ihn je zu Gesicht bekommen, und so mancher glaubt, dass das sinnlose Kämpfen und Sterben erst dann vorüber sein wird, wenn das unnatürlich lange Leben dieses Herrschers endet. Doch nur ein einziger Mann könnte es ihm nehmen. Ein Mann, der einst der erste General des Imperators war. Der dann jedoch in Unnade fiel und einem hartnäckigen Gerücht zufolge selbst gar nicht mehr am Leben sein soll ...



Der Titel im Katalog